

## Dette værk er downloadet fra Slægtsforskernes Bibliotek

Slægtsforskernes Bibliotek drives af foreningen Danske Slægtsforskere. Det er et privat special-bibliotek med værker, der er en del af vores fælles kulturarv omfattende slægts-, lokal- og personalhistorie.

### Støt Slægtsforskernes Bibliotek – Bliv sponsor

Som sponsor i biblioteket opnår du en række fordele. Læs mere om fordele og sponsorat her: <https://www.dsshop.dk/sponsorat>

### Ophavsret

Biblioteket indeholder værker både med og uden ophavsret. For værker, som er omfattet af ophavsret, må PDF-filen kun benyttes til personligt brug. Videre publicering og distribution uden for husstanden er ulovlig.

### Links

Slægtsforskernes Bibliotek: <https://bibliotek.dis-danmark.dk>

Danske Slægtsforskere: <https://slaegt.dk>

# Ein dänischer Slavophile.

Von

Karl Peter Heil Sohn.

(Separat-Abdruck aus der „Politik“ Nr. 276 und 278.)



Prag 1881.

Buchdruckerei der „Politik.“ — Selbstverlag.

# Ein dänischer Slavophile.



Von

Karl Peter Kheil Sohn.



(Separat-Abdruck aus der „Politik“ Nr. 276 und 278.)



**Prag 1881.**

Buchdruckerei der „Politik.“ — Selbstverlag.

# Ein dänischer Slavophile.

Es war im Sommer des Jahres 1868, als ich in Kopenhagen, das gern das skandinavische Paris genannt wird, weilte, um diese Stadt und die anmuthige Insel Seeland, meerumspült, kennen zu lernen.

Für einen Böhmen ist ein Besuch Kopenhagens, der Metropole des nationalen und politischen Lebens von Dänemark, des Sammelpunktes nordischer Kunst und Wissenschaft, umso empfehlenswerther, als bekanntlich die Dänen viel und aufrichtiges Interesse für unser Land und Volk, für seine thatenreiche Geschichte, besonders aber für den Kampf um unser Volksthum haben, da die nationalen Geschicke des dänischen und böhmischen Volkes in vielen Beziehungen nicht ungleichartig sind.

Bald sah ich einen kleinen, aber gewählten Kreis von Freunden und Bekannten um mich gebildet, in dem ich mich so traulich und gemüthlich fühlte, daß es mir nicht einmal vorkam, so entfernt von meiner Heimat zu sein. Dieses Gefühl einer gewissen Heimlichkeit, welche der Däne mit dem nicht recht wiederzugehenden Worte „hyggelig“ zutreffend bezeichnet, empfand ich umso inniger, als ich das Verdeck des Schiffes bestieg, das mich nach Stettin bringen sollte, um dann auf festem Boden meine Heimreise fortzusetzen.

Der Güte des stets jugendfrischen Dichters Karl Bloug, des unermüdblichen Redakteurs des „Faedreland“, einer der

maßgebendsten und angesehensten Zeitschriften des skandinavischen Nordens, von deren Leitung er erst heuer, nach 40 Jahren, zurückgetreten ist, verdanke ich es, in Kopenhagen die Bekanntschaft mit einem Manne gemacht zu haben, der wohl zu den Ersten in der Reihe jener bisher noch nicht zahlreichen Skandinaven gerechnet werden muß, die es sich zur Lebensaufgabe gemacht haben, durch ernste Forschungen auf dem Gebiete der Slavistik richtige Anschauungen über slavische Völker unter ihren Landsleuten zu verbreiten und sie mit der Geschichte und Literatur und überhaupt mit den kulturellen Verhältnissen der Slaven bekannt zu machen.

Ein solcher Mann, dem auch wir Böhmen unsere Dankbarkeit schuldig sind, war Dr. Kaspar Wilhelm S m i t h.

Ich will in nachfolgenden Zeilen bestrebt sein, den Lebenslauf dieses skandinavischen Gelehrten zu schildern, weil er unsere Achtung und Liebe verdient. Ich will aber auch dadurch einen Akt freundschaftlicher Pflicht erfüllen, indem ich die Erinnerung einem Manne weihe, an dessen Grabe, das sich erst vor wenigen Wochen über ihn geschlossen, es mir nicht vergönnt sein konnte, ihm eine Handvoll geheiltger Erde nachzustreuen.

Kaspar Wilhelm S m i t h wurde am 16. Juni 1811 in Kopenhagen geboren, wo sein Vater Hof- und Staatsrechtsprokurator gewesen, und in noch ziemlich jungen Jahren, und zwar zwei Monate vor Geburt seines Sohnes Kaspar, gestorben ist. Kurz nach dem Tode ihres Mannes zog S m i t h's Mutter, die Tochter eines seiner Zeit tüchtigen Schulmannes, des Rectors J. H. T a u b e r, als Wittwe mit ihrem Sohne in das Haus ihrer Eltern nach Roskilde. Dort verblieb sie bis zum Jahre 1818, in welchem sie sich mit dem als Phtnolog und Uebersetzer bekannten Peter G r i b f i b i g e r, der damals Oberlehrer an der Nykjöbinger Kathedralschule und später Rektor in Kolbing war, das zweitemal verehelichte. S m i t h's Stiefvater starb im Jahre 1833, seine Mutter erst vor wenigen Jahren in einem sehr hohen Alter.

Nachdem S m i t h die Schule vorerst in Nykjöbing, später in Kolbing besucht hatte, kam er 1829 an die Universität. Namentlich während seiner ersten Studienjahre wurde sein Fortgang etlichemal durch eine Art epileptischer Anfälle gestört, an denen er damals litt, die sich jedoch allmählig, wenn

auch langsam, — noch im September 1869 hatte er einen Anfall durchzumachen — verloren. Sein Interesse theilte sich zu jener Zeit um die Philosophie und Philologie; die letztere erwählte er zu seinem eigentlichen Fachstudium, und legte 1840 daraus das Schlußexamen ab. Da er nicht Lust hatte, bald irgend eine Stelle anzutreten, beschloß er, ursprünglich auf eigene Kosten, nach dem Auslande zu reisen, da er ein kleines väterliches Erbe besaß, worüber er verfügte; später genoß er auch eine öffentliche Unterstützung.

Zunächst beabsichtigte er, theils seine philosophischen Studien fortzusetzen, theils Sprachen im größtmöglichen Umfange zu lernen; den Vereinigungspunkt für diese beiden Richtungen fand er in der Sprachphilosophie, in der er so Manches zu leisten sich vorgenommen hatte. In Uebereinstimmung mit diesem Plan betrieb er vorerst umfassende Studien in Berlin, wo er sich in den Jahren 1841 und 1842 aufhielt. Inzwischen sah er bald die Nothwendigkeit ein, seine Studien zu begrenzen, und so fiel seine Wahl auf die slavischen Sprachen, mit denen er sich schon damals einigermaßen beschäftigte; namentlich hat er sich in Berlin gründliche Kenntnisse im Polnischen erworben.

Nachdem er diese Wahl getroffen, war ihm sehr daran gelegen, Städte zu besuchen, wo er in unmittelbarem Verkehr mit dem slavischen Volke kommen und sich in seine Sprache und Verhältnisse einleben konnte. Zu diesem Zwecke verbrachte er die nächsten zwei Jahre, 1843 und 1844, theils in Krakau, Wien, Pest (hier im Hause Jan Kollár's, des Dichters der „Slávy dcera“) und Prag, fleißig mit seinen Studien beschäftigt. In Prag wohnte er damals — wie er mir erzählte — in der alten Postgasse, und nahm inniglebhafsten Antheil an dem aufkeimenden nationalen Leben der böhmischen Gesellschaft, das in der Veranstaltung gefelliger Beseda's und Ausflüge seinen Anfang nahm. *Bojta Náprstek* war dazumal einer der emsigsten Unternehmer dieser unscheinbaren Wiederbelebungs mittel eines beinahe todt geglaubten Volkes. Zu jener Zeit befand sich auch *Franjo Kurelac*, ein tüchtiger Sprachforscher, in Prag, welchen *Smith* im Dänischen unterrichtete und dafür von ihm Lektionen im Kroatischen erhielt. *Smith* gedachte nicht selten mit Vergnügen der

Zeit seines damaligen Aufenthaltes in der hundertthürmigen  
Kolbaustadt.

Nachher begab er sich wieder auf ein Jahr nach Berlin, wo er im Jahre 1845 seine erste Arbeit, „Grammatik der polnischen Sprache“, erscheinen ließ. Dieses Werk enthält namentlich bezüglich der Syntax, worin er sich an M a d v i g's Behandlung der lateinischen Syntax anschließt, neue und selbstständige Gesichtspunkte. Eine zweite Auflage von dieser Grammatik, die von den Philologen zu den besten der polnischen Sprache gezählt wird, erschien im Jahre 1864.

Im Herbst 1845 kehrte er endlich nach Kopenhagen zurück. Es war sein sehnlicher Wunsch, Rußland besuchen zu können; doch glückte es ihm nicht, die hiezu nothwendige Unterstützung zu erlangen. Den Sommer und Herbst 1846 brachte er wieder in Berlin und namentlich in Königsberg zu, wo er sich auf das Vithausche verlegte, welches, ohne den slavischen Sprachen anzugehören, diesen doch sehr nahe steht.

Da die Aussichten, sich mit Hilfe der slavischen Studien Bahn zu brechen, vorläufig allzu unsicher waren, S m i t h nebst dem im Auslande sich verlobt hatte und bald zu heiraten wünschte, so sah er sich bestimmt, eine Adjunktenstelle an der Moskauer Kathedralschule anzunehmen; diesen Posten trat er im Jahre 1847 an. Hier wirkte er nun, von seinen Schülern und Kollegen geliebt, zehn Jahre, namentlich als Lehrer des Dänischen, wobei ihm sein angeborener poetischer Sinn, sein literarisches Interesse und seine Belesenheit sehr zu Statten kamen.

Endlich bot sich ihm Aussicht, sich seinem alten Lieblingsfache, den slavischen Sprachen, wiederum zuwenden und ganz widmen zu können, zumal sich deren große Wichtigkeit und folgerichtig auch die Nothwendigkeit, dieses Fach an der Universität repräsentirt zu haben, immer mehr und mehr geltend zu machen anfing. Diese Auspicien glaubte S m i t h nicht unbenützt vorübergehen lassen zu sollen.

Bevor aber der sehnliche Wunsch S m i t h's in Erfüllung ging, verstrichen doch noch einige Jahre, welche er, mit theilweiser Dispens von seinen Schulpflichten, zur Ausarbeitung einiger Abhandlungen in lateinischer Sprache über

verschiedene Punkte der Grammatik baltischer und slavischer Sprachen benützte; z. B. *De locis quibusdam grammaticae linguarum balticarum et slavonicarum*, I—III, 1857—1859. Endlich wurde er am 31. Oktober 1859 zum Docenten der slavischen Sprachen und Literatur an der Universität Kopenhagen ernannt. Ungefähr um dieselbe Zeit erwarb er sich mittelst einer der obbesagten Abhandlungen (III.) den Doktorsgrad, womit eine Bedingung zu seiner Ernennung erfüllt war. Da sich Niemand an der Universität fand, der die Abhandlung hätte beurtheilen können, wurde er durch besondere Dispens davon befreit, seine Ansichten mündlich zu vertheidigen, nachdem von einer Fachautorität des Auslandes das Zeugniß über den wissenschaftlichen Werth dieser und seiner anderen Arbeiten erbracht war.

Hierüber äußerte sich Smith mir gegenüber in zwei Briefen ziemlich umständlich. „An Schleiher hat die Sprachwissenschaft — so schrieb er am 11. März 1869 anlässlich des Todes des eben genannten Sprachforschers — gewiß einen ausgezeichneten Mann verloren. Ich stand zu dem Manne in einem ganz sonderbaren Verhältniß. Er hatte, wie man wahrscheinlich auch anderswo bemerkt hat, die Schwäche immer auf sein Ich zurückzukommen, wodurch er, besonders in seinen Recensionen, zuweilen in's Naivkomische verfiel. Aber eben in Verbindung mit dieser Schwäche hat er einmal im Verhältniß zu mir einen ehrenwerthen und schönen Charakterzug gezeigt. Ich hatte in ein Paar lateinischen Abhandlungen, wo ich sonst von seiner lithauischen Grammatik nicht nur mit Anerkennung, sondern wirklich mit Bewunderung gesprochen, ein Paar Sätze in derselben bestritten oder bezweifelt.“

„Dieses nahm er mir übel und gab es mir in ein Paar Recensionen sehr nachdrücklich zu wissen. Es war gerade zu der Zeit, als hier über meine Anstellung an der Universität verhandelt wurde. Hier waren die slavischen Sprachen so gut als ganz unbekannt, und kein hiesiger Gelehrter konnte über irgend eine dahingehörende Frage eine selbstständige Meinung haben. Nun sagte mir der Dekanus der philosophischen Fakultät, er und seine Kollegen hätten aus Schleiher's Recensionen den Sinn herausgelesen, daß ich Unkenntniß des von mir behandelten Gegenstandes verrathen habe. Nach meiner



Auffassung konnte kein Sachkundiger diesen Sinn in Schleichers Worten finden, aber um die Fakultät oder ihren Dekanus hiervon zu überzeugen, war ich unter diesen Umständen natürlich nicht der Mann. Da ließ ich mich von einem Freunde zu einem kühnen Schritte überreden. Ich schrieb gerade an Schleicher, dem ich persönlich ganz unbekannt war, in einem höflichen, aber offenen und keineswegs demüthigen Ton, machte ihn mit der Frage bekannt, und bat ihn dieselbe zu entscheiden, indem er in einem Briefe an mich die rechte Deutung seiner Worte selbst geben möchte. Hierauf erhielt ich als Antwort in Convolut eine Erklärung, worin ich nur in dritter Person erwähnt wurde, und die damit anfang, daß ich sein Todfeind sei, der ihn auf's Blutigste gekränkt habe, weswegen er auch nicht im Stande sei das Wort persönlich an mich zu richten, und explicirte sich hierüber auf eine höchst erstaunliche Weise, so daß er meinen literarischen, ja beinahe meinen moralischen Charakter fast zu verdammen schien; dann aber sollte er meinen bis dahin bekannten Studien und Arbeiten, nebst einer sehr gemäßigten Kritik, ein Lob, das ich beinahe übermäßig nennen möchte, und endigte damit, mich im Interesse der Wissenschaft auf's Wärmste zu empfehlen. Natürlich mußte ein Zeugniß, das einen derartigen Widerspruch enthielt, eben die allerkräftigste Empfehlung sein und war auch für mein Schicksal entscheidend."

"Ich hatte durchaus keinen Grund ihm zu zürnen, denn er hatte ja in der Einleitung eigentlich nicht mich, sondern sich selbst preisgegeben. Ich war aber, wie Sie sich selbst denken können, in großer Verlegenheit, wie ich ihm danken sollte, denn persönlich an ihn das Wort zu richten wäre ja unter diesen Umständen unpassend und zudringlich. Glücklicherweise stand ich eben in Briefwechsel mit seinem Mitredakteur, Prof. A. Ruhn in Berlin, dem ich auftragen konnte, Schleicher meinen Dank zu bringen, was er gewiß auch ausgerichtet hat."

"Es sollte mich freuen, wenn das, was ich über mein persönliches Verhältniß zu Schleicher mittheilte — sehr ist Smith in seinem Briefe vom 24. März 1869 als Ergänzung zu seinem vorigen Schreiben — etwas dazu beitragen könnte, die, wie ich merke, sehr gereizte Stimmung Ihrer Bandsteute gegen Schleicher ein wenig zu mildern, da ich ihm doch vielleicht zum Theil meine hiesige

Stelle verdanke. \*) Ich hatte im Voraus sehr gute Zeugnisse von Miklosich und Anderen, aber davon sagte man: Ja, das sind seine guten Freunde! oder auch, wo man das nicht sagen konnte, wie z. B. von den russischen Gelehrten, da ich nie in Rußland gewesen war, sagte man: Ja, das sind seine, höfliche Leute! Schleicher's Erklärung schloß aber von selbst jede solche Deutung aus. Monrad, der damals (im Sommer 1859) Kultusminister war, hat herzlich über diese Geschichte gelacht. Man kann in der ungeheueren Erbitterung wegen einer so geringfügigen Ursache ein Zeichen reizbarer Selbstsucht sehen, aber andererseits muß man eben um so mehr die Rechtsinnigkeit und gewissenhafte Wahrheitsliebe in Schleicher's Verfahren erkennen und schätzen.“

Smith erhielt später den Titel eines Professors, von dem er jedoch in seiner Aengstlichkeit vor allen leeren Titulaturen nicht viel hielt. Zugleich sei auch mitgetheilt, daß er im Jahre 1878 zum Ritter des Dannebrog ernannt wurde, über diese Auszeichnung jedoch nie ein Wörtchen fallen ließ, wiewohl wir mit einander in einem ziemlich lebhaften und freundschaftlichen Briefwechsel standen.

Ich glaube Smith's Meinung über derartige Ehrenbezeugungen nicht verschweigen zu dürfen, einestheils weil sie ihn charakterisirt, anderentheils weil sie einen Kern tiefer Wahrheit enthält, den so mancher Ehrenjäger bitter finden wird.

Im Jahre 1869 ernannte ihn die königl. böhmische Gesellschaft der Wissenschaften zu ihrem korrespondirenden Mitgliede. Zufällig hatte ich davon erfahren und ermangelte nicht in einem Schreiben an ihn die leise Bemerkung zu machen, „daß ihm von Böhmen aus eine Ueberraschung bevorstehe, die ihn gewiß freuen werde und aus welcher er zugleich werde den Beweis von Achtung schöpfen können, die ihm die böhmische Gelehrtenwelt entgegenbringt.“

Auf diese bestgemeinte Meldung empfing ich folgende Replik vom 21. April 1869: „Hinsichtlich der Ueberraschung

---

\*) Um diese Zeit erschien Prof. M. Sattala's Schrift: „August Schleicher und die slavischen Konsonanten“, von deren polemischen Inhalte gegen Schleicher ich in einem Briefe an Smith Mittheilung machte.

aus Böhmen, worauf Sie mich vorbereiten, fühle ich mich etwas unruhig. Worin sie bestehen wird, vermag ich freilich nicht genau zu errathen, aber welcher Art sie sein wird, läßt sich doch einigermaßen vermuthen. Daß sie wohlgemeint ist, dessen bin ich versichert, aber daß sie für mich auch eine angenehme Ueberraschung sein wird, dessen bin ich nicht so gewiß. Ich bin nämlich ein geschwornener Feind aller persönlichen Dekorationen, und da ich kein rother Republikaner bin, dessen Einseitigkeit mir fremd ist, so beschränke ich diesen Widerwillen nicht auf die Orden und Titel, sondern behne ihn auch auf die öffentlichen Ehrenbezeugungen aus, die von Seiten der Mitbürger oder Mitmenschen ertheilt werden, wie Festmahle, Ehrendiplome, Ehrengeschenke und was es Alles heißt. Das Eine ist nach meiner Meinung ebenso demoralisirend als das Andere. Das Eine wie das Andere wird zum allgemeinen Gebrauch; wer es nicht kriegt, fühlt sich zurückgesetzt, aber dadurch verliert es alle wahre Bedeutung, denn das ist keine wahre Ehre, die uns von gutmüthigen Mitbürgern, Kollegen, Freunden oder dgl. ertheilt wird, blos um unsere Eitelkeit nicht zu verletzen. Dazu kommt in unserer von Parteien zerrissenen Zeit noch ein anderer Umstand. Die Auszeichnungen werden zur Parteisache von Seite der Geber sowohl als der Empfänger; es ist gleichsam ein Abzeichen, daß man dieser oder jener politischen, nationalen oder literarischen Ansicht hulldigt, und man ist dadurch beinahe moralisch gebunden. . . . . Aber was die ganze hier ausgesprochene Gestinnung betrifft, können Sie mir freilich vorwerfen, daß ich nicht immer konsequent gewesen, denn es ist wahr, daß ich mir ein Ehrendiplom von dem towarzystwo przyjacioł nauk in Posen habe gefallen lassen. Das war auch eine wohlgemeinte, aber keineswegs angenehme Ueberraschung, aber wenn so was von den Polen kommt, so ist es unmöglich es abzuweisen ohne das Aussehen eines politischen Hasen zu bekommen. Aber ich muß aufrichtig gestehen, daß es mir am liebsten ist, wenn mich meine Freunde in dieser Hinsicht in Ruhe lassen. Von Seiten unserer Regierung bin ich, Gott Lob, keiner solchen Gefahr ausgesetzt, denn ich gehöre hier keineswegs zu den allzu wohlriechenden Parteien, was kein Wunder ist, da ich ja auch starken Tabak rauche. Ich hoffe aber, daß Sie, lieber verehrter Freund, mir diese Aeußerungen nicht übel nehmen. Sie

haben ja schon einmal erfahren, daß ich etwas an mir von einem Sonderling habe. Ich näherte mich schon meinem 60. Jahre und habe mich in meinem nicht kurzen Leben lange genug nach den Wünschen und Saunen Anderer geschmeidig fügen müssen. Ist es mir denn so sehr zu verargen, wenn ich endlich einmal anfangen meine eigenen Saunen haben zu wollen?“

Ueber den Empfang des Diplomes unserer böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften that er sonst keine Bemerkung, als daß er (in seinem Brief vom 21. Juli 1869) die nicht uninteressante Frage aufwarf: „Wie kann das zugegangen sein, daß Kopenhagen einen eigenen böhmischen Namen bekommen hat? Denn Kodaň kann doch nicht aus dem deutschen Kopenhagen entstanden sein, so wie das polnische Kopenhaga, das französische Copenhague u. s. w.; auf diesem Wege könnte es unmöglich die vorliegende Form erhalten. Es liegt nahe an den schon bei Plinius vorkommenden alten Namen der Ostsee, sinus Codanus, zu denken, ein Gedanke, der sich auch bei dem polnischen Namen von Danzig aufdringt (Gdańsk). Aber dem steht der Umstand entgegen, daß Kopenhagen verhältnißmäßig keine alte Stadt ist; sie ist gegründet am Ende des 12. oder Anfang des 13. Jahrhunderts; früher war hier ein Fischerdorf, das bloß Havn hieß, (daher der lateinische Name Havnia oder Hafnia). Der dänische Name Kjøbenhavn ist dem jetzigen Sprachbewußtsein nicht mehr verständlich, aber für den Sprachforscher doch leicht zu erklären, denn es heißt isländisch Kaupmannahöfn und erscheint auch in nicht sehr alten dänischen Diplomen etymologisch durchsichtig in dänischer Form als Kjøbmandhavn, Kaufmannshafen, ein Name, der die Absicht des Gründers (Erzbischof Absalon) ausgedrückt hat. Sollte nun der böhmische Name, der ja mit dem Allen offenbar nichts zu thun hat, von einem alten Namen der Ostsee herrühren, so müßte er wohl von einer älteren dänischen Stadt, wie etwa Kjøge oder Nstadb, später auf Kopenhagen überführt worden sein. Es wäre aber in dieser Hinsicht werth zu wissen, wie früh der böhmische Name überhaupt vorkommt.“

Ich bemerke, daß ich diesfalls in die von Jan und Zikmund z Buchova besorgte und im Jahre 1554 erschienene böhmische Uebersetzung von Münsters „Kosmographie“

nach sah, aber darin keine Erwähnung von einer mit Kopenhagen, beziehungsweise Kodaň, bezeichneten Stadt vorfand. Unsere Philologen und Historiker sollten doch diese Frage näher in's Auge fassen.

In seiner Stellung als Behrer an der Universität wirkte S m i t h mit der größten Gewissenhaftigkeit bis zu seinem Tode. Was nun S m i t h's Vorlesungen betrifft — schreibt sein ehemaliger Schüler, späterer Kollege und Biograph, Prof. Dr. Wilhelm T h o m s e n, ein gründlicher Kenner der slavischen Sprachen, der auch einige Zeit in Prag verbrachte, um böhmische Sprachstudien zu betreiben — so liegt es in der Natur der Sache, daß er immer nur über eine slavische Sprache Vorlesungen halten konnte und sonach nur selten viele Zuhörer auf einmal beisammen waren. Aber selbst dies Wenige ist nicht zu unterschätzen, denn er stellte an seine Zuhörer Forderungen, die oft genug, besonders für einen Anfänger, nicht leicht zu erfüllen waren, da er eifrig bestrebt war in den slavischen Sprachen, deren Gebiet fast halb Europa umfaßt und die eine reiche Zukunft haben, eine gründliche Anleitung zu erteilen.

Eine größere systematische Vorlesung über einen Abschnitt der russischen Literaturgeschichte hielt er im heuerigen Jahre. Dieses Gebiet ausführlicher zu behandeln, gehörte längst zu seinen sehnlichsten Wünschen, wiewohl die Beschaffung des hiezu nothwendigen Materials, besonders in der ersten Zeit seiner Anstellung, mit großen und wesentlichen Schwierigkeiten verbunden war, und welchen erst allmählig die Bibliotheken einigermaßen abzuhelpfen vermochten.

Seit seiner Anstellung an der Universität hat S m i t h mit unermüdblichem Fleiße daran gearbeitet, um mittels des geschriebenen und gedruckten Wortes reichhaltige Kenntnisse und die ungefälschte Wahrheit über slavische Verhältnisse zu verbreiten. Ein Hauptwerk von großem Verdienste ist auch seine vortreffliche, mit gründlichen und ausführlichen Anmerkungen versehene Uebersetzung von „Nestor's russiske Krønike“, 1869, eine auch für die nordische Geschichte wichtige Quelle, welche die älteste russische Geschichte bis zum Jahre 1110 behandelt. Bekanntlich besitzen wir ebenfalls eine sehr gelungene böhmische Uebersetzung von N e s t o r's Chronik, welche R. J. E r b e n besorgte, zu welcher aber, wie S m i t h

behauptet, „die Einleitung und Anmerkungen sehr oberflächlich und unbedeutend sind“.

Von seinen sprachwissenschaftlichen Werken sind, außer der bereits erwähnten polnischen Grammatik, noch zu nennen: „Kortfattet Laere om de russiske Verber“, 1871, und „De verbis imperfectivis et perfectivis in linguis slavonicis“, 1875 (im Universitätsprogramm). Außerdem hat er eine Menge größerer und kleinerer Abhandlungen veröffentlicht, um verschiedene Partien der Geschichte und des geistigen Lebens der Slaven, so wie auch ihre Nationalitätsverhältnisse zu beleuchten; z. B. „Preussen og Polen“ in der Dansk Maanedskrift, 1864; „Den böhmiske Nationalitetskamp og Sejr gjennem Hussitismen“, 1867, worin er an der Hand von Palacký's und Tomeš's Werken die Geschichte der Hussiten darstellt. Diese Arbeit wurde mehr in politischer als in wissenschaftlicher Absicht herausgegeben und von dem dänischen Publikum sehr wohl aufgenommen. Ferner: „Om Moskoviternes eller Storrussernes Nationalitet“ in der Tidsskrift for Philologi og Paedagogik, IX; „Russisk Missionsvaesen i Siberien“, 1869.

Aus dem Gebiete slavischer Literatur und Volksdichtung verdienen folgende Schriften hervorgehoben zu werden: „Serbisk Folkepoesi“ in der Dansk Maanedskrift, V, 1857; „Russisk Folkepoesi, 1869; „Krylov“, 1871; „Ogsaa en russisk Digter“, 1871; „Om de i den første Del af dette Aarhundrede fundne Levninger af gammel böhmisk Poesi og deres Kritik“ in der Tidsskrift for Philologi og Paedagogik, III. und IV. u. s. w. In der letzteren Abhandlung bespricht er die Königshofer und Grünberger Handschriften, indem er die für und wider deren Echtheit vorgebrachten Gründe kritisch beleuchtet.

In seinen letzten Jahren arbeitete S m i t h mit großem Eifer an einer Darstellung der russischen Literaturgeschichte seit Peter des Großen Zeit. An diesem Werke, das er gewissermaßen selbst als den Schlüsselstein seiner literarischen Thätigkeit betrachtete, war ihm sehr gelegen, um es zu vollenden. Ganz glücklich es ihm wohl nicht; doch hat er den ersten Theil dieser Arbeit heuer soweit zu Ende gebracht, daß er, wie bereits erwähnt, dieses Thema zum Gegenstande einer Vorlesung machen konnte. Es ist also wohl der größte Theil davon fertig, so

daß vielleicht dennoch zu hoffen ist, daß dieses Werk, das Licht der Oeffentlichkeit erblicken wird.

Wenn auch *Smith's* literarische Thätigkeit vornehmlich den slavischen Sprachen und Literaturen gewidmet und ihm das Loß beschieden war, einer der Ersten gewesen zu sein, die Kenntniß derselben im skandinavischen Norden zu verbreiten, so blieb sie denn doch nicht lediglich auf dieses Gebiet beschränkt. Es darf nicht vergessen werden, daß auch seine heimatliche Literatur ihm Dank schuldig ist, zuvörderst als einem feinen und gründlichen Kenner *Holberg's*, dessen Werke er liebte, bewunderte und sich über sie zu freuen vermochte, wie ein Kind. Von dieser seiner Liebe und gründlichen Kenntniß von *Holberg*, worin er sich mit seinem Vetter *Marstrand*, einem in Dänemark hervorragenden Maler, begegnete, gab er einen sprechenden Beweis in seinem hübschen und lesenswerthen Buche „Om Holbergs Levnet og populære Skrifter“, 1857. Endlich muß noch beigefügt werden, daß seine alte Anhänglichkeit zur Philosophie ihn auch nie verlassen hat, wengleich die Verhältnisse es nicht zuließen, seine genug umfassenden Kenntnisse der verschiedenen philosophischen Systeme, welche er sich in seinen jüngeren Jahren erworben, weiter auszubilden. Er fand sich vor einigen Jahren bewogen, die Feder gegen gewisse neuere philosophische Richtungen zu ergreifen, mit denen er sich durchaus nicht versöhnen konnte. In dieser Beziehung sei seiner Abhandlung „Credo quia absurdum“ in der *Theologisk Tidsskrift*, 1870, Erwähnung gemacht, obwohl er sich darin selbst als „en Laegmand“, d. h. als einen Laien bezeichnet, womit wohl gesagt sein soll, daß er mit der Theilnahme an dem Streite mehr dem inneren Drange gefolgt sei, um so zu sagen sein Herz zu erleichtern, als daß er eigentlich eine strenge, exakte, sachmännische Replik in dieser Hinsicht bezweckt hätte.

Seit ungefähr einem Jahre begann *Smith* sich ernstlich krank zu fühlen. Am 30. Dezember 1880 schrieb er mir: „Wir Alten sind jetzt seit einigen Jahren allein, \*)“ und fangen

---

\*) Sein Sohn Karl, ein geschickter und mehrfach ausgezeichnete Bildhauer, der auch einige Arbeiten für das neue Reichsrathsgebäude in Wien lieferte, weilte damals in Rom, und seine Tochter ist an den Hauptprediger auf der Insel Strynö, Laurids Brip, verheiratet.

an den Druck des Alters zu fühlen. Mit meiner Gesundheit steht es für den Augenblick nicht gut. Nach einem Anfall von Magenkatarrh, den ich im Sommer hatte, kann ich gar nicht wieder zu Kräften kommen; eine vom Arzte vorgeschriebene Diät schien zuweilen zu helfen, aber immer wieder wird es rückgängig, beinahe überall wo ich hin soll, muß ich fahren; zum Gehen bin ich schwach. Glücklicherweise sind es doch nur die physischen Kräfte, die mir abgehen; der Kopf arbeitet noch ganz gut." Sein Uebel (Diabetes) wurde immer schlimmer.

Am 30. Mai 1881 kündigte mir *Smith* seine Ankunft in Karlsbad an, wo er Heilung von seiner Krankheit suchte. Die Reise dahin unternahm er in Begleitung seiner theueren Gattin und liebevollen Pflegerin, nachdem ihm vom Ministerium und aus dem Karlsbergfonde, bezüglich des Besseren ohne daß er darum angesucht hätte, die hiezu nothwendigen Mittel in ausgiebiger Weise gespendet worden sind. Wiewohl er keine Besserung, sondern vielmehr eine wesentliche Erschöpfung seiner Kräfte in Karlsbad verspürte, unterließ er es nicht, vor seiner Heimkehr Prag wieder zu besuchen:

Am 21. Juni 1881 langte er hier an. Doch es war nicht mehr jene hohe, rüstige Mannesgestalt, welche seit unserem Wiedersehen im Sommer des Jahres 1872, gelegentlich der Industrieausstellung zu Kopenhagen, in meiner Erinnerung lebte. Ein Greis, vielmehr ein lebender Leichnam entstieg mühsam dem Coupé. „Ich bin elend, die Karlsbader Kur hat mich sehr angegriffen“, sprach er, „aber ich muß doch auch meiner Frau das herrliche Prag zeigen“.

Tags darauf führte ihn sein erster Weg nach der Tein-Kirche. Ein großer, rothbrauner Stein, ein geharnischter Ritter darin ausgehauen, ist in den ersten rechts oben stehenden Pfeiler gemauert. Dort vermodern die Gebeine eines Dänen, eines großen Geistes, dessen Name Glanz über Dänemark verbreitet — das Land, welches ihn verwies. Ein jeder Däne kommt, um das Grab *Tycho Brahe's* zu besuchen. *Smith* stand lange dabei. Ein Sonnenstrahl fiel auf den Grabstein, vielleicht auch eine Thräne!

Die Aussicht vom Grabden und vom Belvedere übte einen bezaubernden Eindruck auf ihn aus. Erinnerungen an seinen Aufenthalt in Prag vor nahezu vierzig Jahren tauchten im Innern auf; er fühlte sich wieder so frisch und



kräftig. Das Wiedersehen alter und neuer Freunde ließ ihn die Last seines Leidens vergessen. Unser neue, prachtvolle, seit-her leider gräßlich verödete Musentempel, in welchem seine Gattin auch einer Vorstellung betwohnte, fand seinen herzlichsten Beifall und seine volle Bewunderung.

Nach ungefähr einer Woche verließ Smith unsere Stadt, in der er sich so wohl und zufrieden fühlte. „Schon lange verfügte ich nicht über so viel Kraft, wie in Prag“, äußerte er sich einigemal; es war die freudige Erregung, die ihm scheinbar Kraft verlieh.

Am 11. August 1881 schrieb er mir unter Anderem Folgendes: „Ich kann Ihnen nie genug danken für die schönen Tage, die Sie mir und meiner Frau in Prag bereitet haben. Immer wenn ich mißmuthig werde über die unnütze Kur in Karlsbad, tröste ich mich mit dem Gedanken: hätte ich diese Reise nicht gemacht, so hätte ich mich jetzt nicht jener schönen, gewiß lebenslänglichen Erinnerung zu erfreuen gehabt. — Mit meiner Gesundheit steht es jetzt sehr trübe aus. Taarbaek (eine kleine Ortschaft am Sund, wo kräftige Seeluft weht) hat mir ebenso wenig geholfen, als Karlsbad. Ich muß jedenfalls um Dispensation ansuchen, von der amtlichen Verpflichtung Vorlesungen und Uebungen in diesem Herbsthalbjahr zu halten, was mir jetzt ganz unmöglich ist. Wie es in der Zukunft gehen wird, ist dunkel. Schwer liegt es mir auf dem Herzen, daß die Arbeit, womit ich meine literarische Thätigkeit wesentlich abzuschließen gedacht hatte, vielleicht unvollendet hier liegen bleiben soll. Doch das steht Alles in Gottes Hand. Ich will die Hoffnung nicht aufgeben.“

Seine Hoffnungen währten nicht lange.

Sonntag, den 4. September 1881, ist er sanft und ruhig entschlafen, nachdem seine Kräfte in rapider Weise schwanden.

Smith war eine außerordentlich liebenswürdige, allseitig und in seinem Fache tief gebildete Persönlichkeit. Als Grundzug seines Charakters, der sich getreu in seinen Briefen abspiegelt, von denen ich durch die Reihe der Jahre eine ansehnliche Anzahl besitze, und deren Inhalt vielleicht an geeigneterer Stelle würdiger werden können, muß sein strenger Rechtsinn und seine beispiellose Gewissenhaftigkeit, seine Bescheidenheit und Genügsamkeit, seine Treue und Wahrheits-

liebe, mit einer fast kindlichen Natvetät untermischt, hervorgehoben werden; die Bektere prägte sich z. B. in seinem eigenthümlichen, leichterregten, herzlichen, arglosen Auflachen aus, daß Niemand vergessen wird, der es irgendetmal gehört.

Er führte im Ganzen ein sehr stilles und zurückgezogenes Leben, glücklich in seinem Hauswesen mit seiner Frau und seinen Kindern, die er zärtlich liebte. Seine Arbeitsstunden waren auch seine Mußestunden. In seiner Wissenschaft, so wie auch in seiner gesammten Thätigkeit folgte er stets seine eigenen, bestimmten Wege, indem er nur das vor den Augen hatte, was er als richtig ansah, unbekümmert um das Urtheil der Welt und die Meinungen der Zeit. Gesah es auch, daß seine Anschauungen eben als Folge davon auf Andere bisweilen den Eindruck einer gewissen Einseitigkeit und Eigenheit machten, so verschwand dies bei demjenigen, der ihn näher kannte, besonders seine Herzensgüte, sein warmes Gefühl für Andere und seine unermüdbliche Dienstfertigkeit gegen Jeden, der seines Rathes und Beistandes bedurfte. Er erwarb sich deshalb, sowohl in als auch außerhalb seiner Heimat, besonders unter seinen Berufsgenossen, viele Freunde, die ihn gewiß in dankbarer Erinnerung bewahren werden.

Die Wissenschaft verlor an C. W. Smith einen wahren, ihr treu ergebenen Pfleger, die Slavenwelt — einen ihrer besten Freunde.

Prag, im September 1881.

